

# Ein Gottessohn, der nicht Mann sein soll

Der Knabe in der Krippe gerät in die Mühlen der Genderdebatte: Wie lässt sich Weihnachten geschlechtergerecht feiern?

Von Helmut Hopping

Als kürzlich Erzbischof Stefan Heße von Hamburg erklärte, Christus sei Mensch, aber nicht Mann geworden, da machte er sich eine Lesart der Menschwerdung Gottes zu eigen, mit der sich prominente Theologinnen im Vorfeld des Gesprächsprojekts „Synodaler Weg“ in verschiedenen Medien zu Wort gemeldet hatten, um ihrer Forderung nach mehr Geschlechtergerechtigkeit in der katholischen Kirche Nachdruck zu verleihen.

Das Mannsein Jesu sei erlösungstheologisch nicht von Belang, weshalb für die Frage des Frauenpriestertums darauf auch nicht Bezug genommen werden könne, so Johanna Rahner (Tübingen), die die deutschen Bischöfe in Glaubensfragen berät, und Dorothea Sattler (Münster), die mit dem Osnabrücker Bischof Franz-Josef Bode das Synodalforum „Frauen in Diensten und Ämtern der Kirche“ leitet. Auch Bode, stellvertretender Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz, sowie Bischof Michael Gerber von Fulda haben die Formel der beiden Theologinnen übernommen.

In der vorgetragenen Verknappung handelt es sich dabei allerdings um eine leere Abstraktion, bei der nicht klar ist, was damit gemeint sein soll. Geboren wird jeweils ein konkreter Mensch mit einem ihm eigenen Körper. Eine davon unabhängige menschliche Natur ist ein Konstrukt, das auf Gestaltwerdung angewiesen ist – woran das Wort „natura“ selbst erinnert, das von „nasci“, geboren werden, abgeleitet ist. Hat sich etwa der menschengewordene Sohn Gottes mit einem männlichen Körper nur als einer Hülle umkleidet? Warum das männliche Geschlecht Jesu heilsökonomisch keineswegs eine „quantité négligeable“ ist, zeigt das Fest der Geburt Christi, auf das die beginnende Adventszeit vorbereitet.

Im Credo heißt es, dass der Sohn Gottes Mensch geworden sei (et homo factus est), aber eben auch, dass er Fleisch angenommen habe (incarnatus est), geboren von der Jungfrau Maria (natus ex Maria Virgine). „Ein Kind ist uns geboren, ein Sohn ist uns geschenkt“ (Introitus am 25. Dezember). Im Kind, das Maria der Überlieferung nach in Bethlehem, der Stadt Davids, zur Welt bringen sollte, sieht die Kirche die Weissagung des messianischen Königs erfüllt, auf dem die Verheißung des Verkündigungsengels liegt, „Sohn Gottes“ genannt zu werden. Acht Tage nach der Geburt wurde das Kind, wie es die Tora für jüdische Kinder männlichen Geschlechts vorsieht, beschnitten und man gab ihm den Namen Jeshua, Jesus.

Früher zählte das Fest der Beschneidung des Herrn zum Weihnachtsfestkreis, gefeiert wurde es am 1. Januar. Die Beschneidung markiert das Judesein des menschengewordenen Sohnes Gottes. Die vatikanische Liturgiereform hat es aus unerfindlichen Gründen abgeschafft.

Zwar wird heute kaum noch bestritten, dass Jesus jüdisch war, doch trifft man immer noch auf die von Karl Rahner vertretene Auffassung, theologisch sei es unerheblich, dass der menschengewordene Sohn Gottes ein beschnittener Jude war, entscheidend sei sein Menschsein. Aber Jesus lebte als Jude und starb als Jude. Und so bestand Karl Barth mit Recht darauf, dass das Jüdischsein Jesu konstitutiv zur „konkreten Wirklichkeit Gottes und seiner Offenbarung“ gehört. Das göttliche Wort wurde „nicht Fleisch, erniedrigter und leidender Mensch in irgendeiner Allgemeinheit, sondern jüdisches Fleisch“. In seiner Kritik an Karl Rahner hatte der jüdische Gelehrte Pinchas Lapide vor einer „Desinkarnation“ gewarnt, der „Reduktion einer lebendigen Menschengestalt zu einer abstrakten, leiblosen Idee“ des Menschseins. Jesus war ein beschnittener männlicher Jude, geboren von einer jüdischen Frau. Der neue Adam und die neue Eva.

Doch auch in die katholische Theologie haben inzwischen die Gender Studies mit ihrem bunten Theoriengeflecht Einzug gehalten. In Christus gibt es „nicht mehr männlich und weiblich“ (Gal 3,28), so lautet das Mantra theologischer Genderdiskurse, wobei der Apostel Paulus die Versöhnung der Geschlechter meint, nicht ihre Verflüssigung, wie sie in radikal konstruktivistischen Gendertheorien reflektiert wird. Etwa bei Judith Butler, für die geschlechtliche Identität, ob körperlich (sex) oder sozial (gender), nicht mehr als eine sprachliche Zuschreibung darstellt, durch welche Wirklichkeit konstruiert werde. Aufgrund bestimmter Körpereigenschaften würden Kinder, die zur Welt kommen, als männlich oder weiblich klassifiziert. Die Biologie beschreibe aber nicht einen natürlichen Körper, sie sei vielmehr ein (Macht-)Diskurs über den Körper. Das Geschlecht könne jederzeit durch einen Sprechakt umdefiniert werden. Damit wird der Körper zu einer semiotischen Materialität.

Wer das plausibel findet, wird das Geschlecht Jesu ebenso wie das eines jeden Mannes heute für ein variables Konstrukt halten. Doch die Zweigeschlechtlichkeit ist tief eingeschrieben in die Evolution des Lebens und seine Generativität. Während naturalistische Neodarwinisten den Homo sapiens als ein zufälliges Produkt der Naturgeschichte betrachten, sieht der religiöse Glaube in ihm Gottes Ebenbild: „Lasst uns Menschen machen als unser Bild, uns ähnlich! Gott erschuf den Menschen als sein Bild, als Bild Gottes erschuf er ihn. Männlich und weiblich erschuf er sie.“ Früher hieß es, „als Mann und Frau schuf er sie“. Die neue katholische Einheitsübersetzung ist inklusiver, und so können sich in ihr auch Personen mit nicht eindeutiger Geschlechtsidentität wiederfinden. Anders als der Mensch wird Gott hier seinem Wesen nach übergeschlechtlich gefasst. Im Unterschied zu den olympischen Göttern und ihren Abkömmlingen hat er keine Göttin als Gefährtin bei sich. Doch die Matrix der Inkarnation Gottes in einem Mann ist das weibliche Geschlecht.

Der Johannesprolog, der am Weihnachtstag als Evangelium vorgetragen wird, ist der Zentraltext für den theologischen Gedanken der Inkarnation: „Im Anfang war das Wort, und das Wort war bei Gott, und das Wort war Gott. Und das Wort ist Fleisch (griechisch: sarx) geworden und hat unter uns gewohnt, und wir haben seine Herrlichkeit geschaut, die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater, voll Gnade und Wahrheit“ (Joh 1,1f.14). „Fleisch“ meint bei Johannes den sterblichen Menschen, im Prolog des Evangelisten markiert „Fleisch“ den Juden Jesus, Gottes Sohn und Messias. Gregor von Nazianz, einer der großen spätantiken Kirchenlehrer, der intensiv über das theologische Geheimnis der Inkarnation nachdachte, beharrte darauf, dass Christus alle Elemente der menschlichen Natur angenommen hat, nicht nur Geist und Seele, sondern auch einen Körper, unser „dichtes Fleisch“.

Gregors Grundprinzip der Erlösungslehre, „was nicht angenommen wurde, wurde nicht geheilt“, gilt theologisch nicht nur für die menschliche Seele Christi, sondern ebenso für seinen gekreuzigten Leib. Schließlich lehrt das Konzil von Chalcedon (451) nicht zwei abstrakte Naturen in Christus, eine göttliche und eine menschliche, sondern den einen Herrn Jesus Christus, „wahrhaft Gott und wahrhaft Mensch aus vernunftbegabter Seele und Leib“, „in allem uns gleich außer der Sünde (Hebr 4,15)“. Wollte man vom menschengewordenen Sohn Gottes seine körperliche Identität trennen, liefe dies auf ein gnostisch anmutendes Disembodiment, auf eine Entkörperlichung der Inkarnation hinaus.

Doch hätte Gott nicht auch als Frau Mensch werden können? So spekuliert Dorothea Sattler auf der Linie nominalistischer Possibilitentheologie. Was Gott von dieser Möglichkeit abgehalten habe, sei seine Klugheit gewesen, denn ein weiblicher Messias sei der patriarchalen Gesellschaft der Zeitenwende nicht zuzumuten gewesen. Die Gedanken Gottes sind frei. Wer kann sie wissen? Doch an der bezeugten Heilsgeschichte vorbei kann man schlecht Theologie treiben. Dafür steht das jüdische Kind in der Krippe und seine Beschneidung.

Das Zeichen der Beschneidung hat die Kirche der Apostel nicht übernommen, denn aus ihr sollte die Kirche für alle Völker werden. Welche Bedeutung dem Geschlecht Christi für die kirchliche Amtsfrage zukommt, entscheidet sich theologisch ohnehin nicht schon auf der Ebene der Inkarnationstheologie, sondern an der Frage, wie man die Sakramentalität des ekklesialen Leibes Christi und den damit verbundenen Repräsentationsgedanken fasst. Und hier gehen die Kirchen des Westens und des Ostens ganz unterschiedliche Wege.

Quelle: F.A.Z. Feuilleton, 28. November 2020.